

Schnut — Eine Geschichte aus der Steinzeit

Ottomar Enking. Illustriert von Fritz Koch-Gotha

(Schluß)

Schnuts Sache stand nicht gut, denn seine Mannen, als Zeugen aufgerufen, wollten von ihren Angaben nicht abgehen. Es waren auch einige von den besiegten Dörflern mitgebracht worden, furchtsame Geschöpfe, die auf die Fragen des Gerichtes erwiderten, wie und was von ihnen verlangt ward. Sie vergaßen in dem glänzenden Kreise ihre Dankbarkeit und behaupteten, der Statthalter habe sie zu Waffenübungen angehalten.

„Weil mir waffenunkundige Männer überhaupt zuwider sind“, warf der Angeklagte ein.

Geschickt benutzten seine Feinde dieses Bekenntnis, um ihm daraus hochverräterische Zwecke nachzusagen. So stand es zuletzt mit seiner Sache schlecht, und es war gar nicht ausgeschlossen, daß er verurteilt wurde.

Mutter Fürbötter rang die Hände, Sünvog konnte sich kaum noch aufrecht halten, Truspan sah immer düsterer drein; er kannte diese Richter und ihre Fehlsprüche.

Hin und her wechselte die Rede, siegesgewiß bestand Schnut auf seinem Rechte, jeder Schuld ledig gesprochen zu werden, und gehässig klang das Wispern und das Reissen seiner Gegner, König Speckfreeter schwigte vor Verlegenheit und leerte einen Krug nach dem andern, ohne doch die richtige Geistesklarheit darüber zu erlangen, ob sein Statthalter frei gelassen oder aus den Reihen der Lebendigen ausgetilgt werden müsse.

Und nachdem Schnut noch ein letztes Mal schmetternd alle Anklagen zu Boden geworfen hatte, wurde das Urteil gesucht.

Wer dafür war, daß der Verklagte Freiheit und Dasein verwirkt habe, sollte sitzen bleiben, wer ihn für rein ansah, mußte sich erheben. Und siehe, da waren gerade neunzehn Thingherren für und neunzehn gegen Schnut, und die Entscheidung lag nun beim König selbst.

In ungeheurer Erregung wartete die Menge, was er tun würde.

Bald schien es, daß er sich den Verurteilten anschließen wolle, bald, daß er der anderen Partei zuneige, bis endlich der gute Geist in ihm siegte: König Speckfreeter erhob sich zum Zeichen, daß er

nicht an die Schuld seines Lebensretters glaubte!

Sein Volk jubelte ihm zu, und das scholl in die hohen Bäume hinein, das drang auch in Herthastochters einsame Hütte, und sie verstand es und warf sich ihrer Godefru an die Brust.

Schnut dünkte das Urteil ganz selbstverständlich. Er brachte es nicht fertig, dem König und dem Thing dafür zu danken. Hochgemut und eben nur grüßend verließ er den Ring, und das war nun freilich ein Fehler. Denn die Leute hoben ihn auf die Arme und trugen ihn heim, und da durchzuckte den König trotz allem die Tyrannenangst: so einer wie dieser Schnut konnte mit dem Volke machen, was er wollte.

Schuld.

Keine näheren Nachbarn gibt es als Unschuld und Schuld.

Im Hochempfinden, das sein lauterer Walten zutage gekommen war, saß Schnut im Burgsaal zur Rechten des Königs, und der stopfte ihm manchen safttriefenden Bissen in den Mund, das größte Methhorn wurde ihm immer aufs neue gefüllt.

Was tat es, daß die Königin schmollend in ihrer Kammer blieb?

Mochte sie ob des Freispruchs zürnen, — Schnut lächelte nur, wenn er an ihren Groll dachte. Sie hätte ihm ja noch danken müssen, denn er war gut gegen die Leute ihres Stammes gewesen, aber ihr kleines Frauengehirn war ein ganz besonderes Ding.

Mochte sie ihm grollen, die rothhaarige Trud, der Männerspruch war einmal gefallen.

Frohherzig leerte Schnut Horn auf Horn, als er dann aber merkte, daß bald der Rausch herankommen würde, nahm er Urlaub, und Speckfreeter ließ ihn ziehen, nachdem er einiges von: „Biel zu früh, Methsaß ja noch lange nicht leer“, gelallt hatte.

Und Schnut eilte vors Dorf.

Frischer Frühlingwind kam über das Meer hinweggefegt und umspülte ihn, durchs Gestrüpp bahnte er sich den Pfad ans Ufer und sog dort die köstliche Luft ein.

Es war nicht sehr dunkel, der Mond hatte

schon seine halbe Scheibe, und wenn er auch manchmal hinter Wolken trat, so leuchtete er doch meistens in grünlichem Schein.

Schnut ließ absinken, was an Hitze in ihm war, und wandte dann die Schritte, um sein Mutterhaus aufzusuchen.

Jetzt war er bei der Schmauswiese und da zog ihn irgend etwas unwiderstehlich nach der Seite hin, wo der Tempel stand.

Es war seine Sehnsucht nach Herthas-tochter, und er umkreiste den Wohnsitz der Göttin. Aber als er am Thor zum Tempelhofe war, sah er, daß die Flügel offen standen, denn so war es Brauch zur Zeit der Lenzesweihe, die morgen gefeiert werden sollte. Und er schaute hinein, und da wurde das Fell, mit dem das Allerheiligste verschlossen war, beiseite geschoben, und siehe da! Herthas-tochter erschien.

Sie hatte nach ihrer Pflicht das Mitternachtsgebet vor dem Göttingenbilde gesprochen.

Und nun begegneten einander die Blicke der beiden Menschen, ein Zittern durchlief die schmale Gestalt der Priesterin, und die kraftvollen Glieder des Jünglings bebten, und dann vermochte er es nicht länger, sich zu bezwingen, wild sprang er auf sie los, und sie umklammerte ihn mit einem kurzen klagenden Schrei, — wollte sie sich von ihm lösen oder wollte sie ihn mit sich ziehen? Genug, sie wankte rückwärts, und er mußte ihr folgen, wenn sie nicht fallen sollte. Und da waren sie auf einmal im Allerheiligsten, da ragte die Göttermutter mit ihren großen Brüsten und ihrem mächtigen Leibe auf, da brannte düster eine Fackel, da lag ein Haufen Strauchwerk, und da sanken sie hin, und es vollendete sich zwischen ihnen, was sich vollenden mußte, — vor Herthas Angesichte wurden sie Mann und Weib. —

Als die Sonne des ersten Frühlingstages ihren höchsten Stand erreicht hatte, war der Tempelhof voll von Rittern und Mannen, und König Speckfreeter trug zu Ehren der Göttin seinen schwersten Bernsteinschmuck, und sein Szepter war eine blankpolierte Art aus hellgrauem Gestein.

Man tat an den Sklaven, was zu tun war, damit die Himmelsheerin und ihre Nebengötter den roten Sprudel empfangen und trinken konnten, und die junge Priesterin

hob murmelnd mit eisig starrem Gesicht die Schale, um das Blut aufzufangen, aber wehe! Was war das? Die Schale rutschte aus ihren Händen und zerbrach zu Scherben, und die Priesterin selber brach ohnmächtig zusammen.

Ein Schreckensruf aus den Reihen der Ritter! Er kam von Schnut, der sich aber mit aller Gewalt faßte und die Zähne auf die Unterlippe preßte.

Da war auch schon Godefri herbeigestürzt: „Mein Liebling! Mein Süßes! Was ist dir nur?“ — und hatte Herthas-tochter aufgenommen und fortgetragen.

Entsetzen rings herum! Die Göttin hatte das Opfer verschmäht.

Man grübelte und stellte die verwegensten Mutmaßungen auf, aber alles blieb zweifelhaft, und das benutzten die Mar- und Brecht-Sippler schlau: böse war, so behaupteten sie, die Göttin, weil der Thing den Verräter freigesprochen hatte.

König Speckfreeter, der zur Stunde des Gerichts seiner wahrhaftig nicht unedlen Gesinnung gefolgt war, hatte jetzt nur noch heimliche Tyrannenangst in sich, sein Gerechtigkeitsinn mußte schweigen, er war nach diesem Erlebnis geneigt, all dem schlimmen Gezischel zu glauben, er eilte in die Burg und ließ sie verriegeln.

Doch auch im Innersten seines Hauses hörte es nicht auf, das Geraune, denn Königin Trud wiederholte es ihm:

„Du selbst bist schuld, daß die Göttin sich von uns wendet, du hast ja auf Seiten deines ärgsten Feindes gestanden, und damit hast du die Göttin aufs Ärgste beleidigt! Paß auf! Sie wird uns alle umbringen!“

Speckfreeter verabsolgte seinem ehelichen Gemahl eine gehörige Tracht Prügel, aber stille bekam er die Königin damit nicht, und jene heimliche Tyrannenangst wuchs und wuchs; er wurde bange, vergaß seine Männlichkeit, verkroch sich in einen Winkel, und ihm schien es nun wirklich, daß Schnut und die Göttin über ihn herfallen wollten.

Er entbot insgeheim zwei von seinen Mannen zu sich, die er schon manchmal zu Dingen gebraucht hatte, deren sich das Tageslicht schämte, und es wurde dabei kein Wort so laut gesprochen, daß es durch die Lehmwand dringen konnte.

Schnut, der nur an Herthas-tochter dachte,

streifte ruhelos lange Stunden durch den Wald.

Was war das?

Ein Pfeil saß plötzlich in seinem linken Arm und hatte diesen nur getroffen, weil er ihn zufällig erhob, um einen Ast wegzubiegen, — sonst hätte er in seinem Herzen gesteckt.

Wer wagte es, sich an ihm zu vergreifen?

O Schnut wußte Bescheid! Es war ihm nicht unbekannt, daß König Speckfreeter auf die Art Männer, die ihm unliebsam waren, aus seiner Nähe entfernte. Dieses Mal war der Anschlag mißlungen, aber wo er auch stand und ging umlauerte ihn Gefahr. Und seine Gegner arbeiteten; nicht nur den König nahmen sie ganz für sich ein, nein, sie durchsetzten auch die Dorfbewohner mit Furcht vor der Götter-
rache, und ihre Bemühungen waren nicht umsonst, denn wo Schnut sich nun zeigte, wich man vor ihm zurück. Gestern hatte ihn das Volk auf den Schultern getragen, heute zuckte es die Achsel: die Göttin hatte gesprochen, und deutlich war von ihr Kund getan: ein Fehlurteil hatten die Obersten gefällt.

Der also Verfehlmte, auf diese Weise aus der Gemeinde ausgestoßen, irrte umher und traute sich selbst bei Nacht nicht, den Seinen vor die Augen zu kommen. Ein Verbrecher, o ja, er war es! Nur ganz anders, als die Menge von ihm dachte.

Ein Verbrecher, der im Rausche seiner Sinne die Priesterin und das Allerheiligste entehrt hatte!

Konnte es eine fluchwürdigere Sünde geben?

Vor dem Götterbildnis die Gesalbte der Himmelskönigin in verwegener Lust zu umarmen, sich die Wehrlose zu eigen zu machen, — das war eine unsühnbare Schändung und blieb es, selbst bei dem Gedanken, daß Herthastochter ihn ebenso liebte, wie er sie, und daß sie sich ihm aus tiefstem Verlangen freiwillig hingegeben hatte.

Und als es ihn, wie das jedem Verbrecher geschieht, an den Ort seines Frevels trieb, als er wieder um den Tempel strich und sich selbst verdammt, da huschte Godefriu heraus, indem sie flüsterte:

„Du meinst, ich weiß nichts? Du glaubst, ich habe geschlafen? O nein! Ich bin eure

Mitschuldige geworden. Ich hatte Mitleid mit meinem Liebling. Darum habe ich nicht wehe gerufen, als es noch Zeit war, das Unheil zu verhüten. Darum bin ich mit euch verflucht, aber ich will meine letzten Kräfte aufwenden, damit sie die Kraft bekommt, nichts zu verraten. Denn die Priester werden sie peinlich befragen! Sagen wird sie müssen, weshalb sie die Besinnung verloren hat. Die wühlen sie durch und durch, bis sie den Grund davon erfahren, wenn sie nicht die Stärke hat, der Folter zu widerstehen. Sich verraten, das heißt für sie den Scheiterhaufen besteigen. Nein! Ich gebe meinem Liebling, was nur an Leben in mir ist, aber die Hauptsache bleibt immer, daß sie dich nun und nimmer wieder sieht. Nimm deinen Fluch und geh, geh außer Landes und kehre niemals heim!“

Und sie hielt die Arme ausgebreitet und verbot ihm, auch nur einen einzigen Schritt näher an den Tempel heran zu tun.

Schnut senkte gehorsam das Haupt und ging. Alles, was er auf seine Reise mitnahm, das war sein Bärenfell, seine Art und seine Liebe.

H ü b e n u n d d r ü b e n .

„Ja“, sagte der alte Lehrer Niffel zu seinen Lehrbefohlenen, „heute will ich euch mal so ein bißchen was Höheres erzählen. Ein Schnut, der ja nun schon ganz lange von der Welt verschwunden ist, der würde mich wohl begreifen, bei euch ist das freilich die Frage. Hört zu!“ Und er hob eine von weißer Kalkrinde umschlossene Flintknolle empor.

„Wenn der Mensch diesen Stein nicht hätte, — was wäre dann aus ihm geworden? Mit den andern Steinen, — ach, da läßt sich so gut wie nichts Vernünftiges anfangen. Das ist bröckeliges Zeug. Aber unser lieber Flint! Seht mal!“

Und er zerschmetterte die Knolle an einer anderen, daß lauter Splitter umher flogen, die er dann aufheben ließ und seinen Schülern zeigte:

„Der schöne Stein ist unser Lehrmeister geworden. Alle Dinge, die wir daraus fertigen, gestalten sich von selbst, wenn er auseinander springt. Da ist ein feines Messer, so scharf, daß man sogar Lachmuuls Strubbelkopf damit scheren könnte. Da ist ein guter Schaber. Da habt ihr eine Pfeilspitze, eine Lanzenspitze, eine

Säge, — kurzum, ohne unser Zutun ließ unsere Herthamutter den Stein so brechen, wie wir ihn gleich gebrauchen können. Und merkt euch, was so ein Stück Flint für uns zu bedeuten hat: der Stein wies den Menschen durch seinen Bruch, wie sie ihn behandeln mußten, damit er das hergab, was sie nötig hatten, vom Klopfer bis zu der zartesten Schneide, und nun, nun kommt noch viel was Wichtigeres! Der Mensch hat schon alle die Werkzeuge, die er mit seinen Händen herstellt, am eigenen Körper. Da ist die Faust, da sind die Zähne, da hat er in seinen Fingern das Vorbild für den Bohrer, und mit diesen äußeren Werkzeugen, die er aus dem Stein formt, vervollständigt er sich bloß und macht sich stärker. Nun seht ihr, Tüngens, wie gut es die Almmutter mit uns gemeint hat, daß sie diese Knollen erschuf, und darum sollt ihr den Stein verehren und nicht so nachlässig damit umgehen, wie ihr es meistens tut. Ich habe von Fremden, die einmal kamen und Bernstein kaufen wollten, mit Bestimmtheit gehört: es gibt Länder, wo nicht ein einziges Stück von unserm Stein zu finden ist. Ja, was die Leute da anfangen, das kann ich mir gar nicht ausmalen, die müssen ja rein wie die Tiere dahinleben. Und jetzt könnte ich euch noch allerhand erzählen, warum wie unsere Schaber manchmal so ganz hübsch rund und manchmal auch nur mit fast spitz zulaufender Rundung ausarbeiten, aber wenn ich auch davon anfinge, daß das daher kommt, weil der Himmel eine Halbkugel ist und weil die Sterne mit so merkwürdigen Bogen daran hin und her laufen, — das ginge doch am Ende über eure Gehirnkästen hinaus. Also behaltet es nur: jede Knolle ist ein Schatz, habt Achtung vor dem Stein und vergeudet ihn nicht. Und nun singen wir zum Schlusse unser schönes Herthalied!“ Und herzlich klang die Weise zum Ruhme der Göttin aus den jungen Kehlen:

Hertha, Himmelskönigin,
Bleib uns gut in deinem Sinn!
Die du läßt die Gerste sprießen,
Aus der Kuh die Milch läßt fließen,
Giebst, daß Bär und Wolf wir schlagen,
Vor dem Feinde nimmer zagen,
Schenk' uns Fleisch und schenk' uns
Fisch,
Mach' das Wasser immer frisch,

Laß uns Pest und Brand verschonen,
Und in deinem Frieden wohnen!

— — —
Sein Bärenfell, seine Art und seine Liebe,
— Schnut trug sie mit sich auf seiner Wanderung.

Er lebte von den Tieren, die er erlagte, von den Eiern, die er aus den Nestern nahm, und von den Früchten, die der Wald ihm bot, er nächtigte auf den Bäumen, und unter ihm heulten die Wölfe; er kam zu Menschen, die ihn todschlagen wollten, er aber haute um sich, daß sie von ihm abstanden. Auch zu gastlichen Menschen kam er, die ihm nichts anhaben wollten, sondern ihn sättigten und ausfragten, woher und wohin?

Er aber antwortete ihnen, daß er aus dem Nebellande stamme und der Sonne nachgehe, nun schon lange, ohne Ziel, immer nur so in die Ferne hinaus.

Und es war endlich des unheimlichen Waldes ein Ende, es breiteten sich liebliche Hügel vor ihm aus, die waren hundertmal so hoch wie die, auf denen er daheim rumkletterte, und die Bäche flossen tausendmal so breit durch das Land wie auf seiner Halbinsel.

Er durchquerte die strömenden Gewässer, überstieg die gewaltigen Erdbuckel, die oft wunderbarlich zickzackige Formen von schwarzem oder buntem Gestein hatten, und gelangte nach Monden zu einem Volke, das in unaufhörlicher Nebseligkeit auf ihn einsprach und ihn mit in die Hütten nahm, ihn wärmte, denn es lag draußen schon Schnee, aber er verstand ihre Sprache nicht und mußte es erst lernen, sich den guten und schier zudringlich freundlichen Leuten begreifbar zu machen, und es war ein ungeheures Erweitern seines Geistes, als er erkannte, daß man ein Ding auch mit einem anderen Worte bezeichnen konnte, als er und seine Landsleute taten.

Ihn packte die Seh- und Hörbegier, und als er sich in der neuen Sprache ausdrücken mußte, da hub er an, seinen Wirten Lieder zu singen von seiner Nebelheimat und dem schäumenden Meere und dem feuchten Nordwest.

Sie lauschten ihm offenen Mundes und wollten ihn gar nicht wieder weglassen, aber die Seh- und Hörbegier in ihm war zwingend geworden; er nahm seinen Ab-

schied von dem lieben Volke, das in freisrunden Dörfern wohnte, und pilgerte fürderhin der aufgehenden Sonne zu.

Was er erlebte, die Überfülle, die auf ihn einfloß, das linderte sein Weh über seinen Frevel; es milderte sogar den Schmerz, den er um Herthastochter fühlte.

Die Priesterin aber wurde zu ihrem Oberherrn beschieden, der forschte sie mit Strenge aus, woher die Schwäche gerührt habe, von der sie am Frühlingsfeste ergriffen wurde, so daß sie nicht fähig war, das Opfer zu vollenden. Er drohte mit Banden, Gefängnis und Marter, wenn sie nicht alles eingestand, aber Herthastochter behielt ihr Geheimnis und ließ es sich auch dann nicht entreißen, als die Diener des Oberpriesters sie ergriffen und in eine dunkle Höhle einsperrten, wo sie frieren und hungern mußte.

Godefriu war schlau genug, um sich ihr trotz allem zu nähern und ihr Nahrung zuzustecken. Immer wieder flehte die Alte:

„Halt' aus, mein Bestes! Laß nie ein Wort von dem, wie es gewesen ist, über deine Lippen kommen.“

Zuletzt, als kein noch so dringendes Befragen und kein den Körper peinigendes Zwangsmittel etwas half und die Priesterschaft sich damit begnügen mußte, daß ihre Amtsgenossin eben plötzlich krank geworden sei, wurde sie mit der Mahnung entlassen, nie wieder in ihrer Pflichterfüllung zu versagen, denn sonst werde sie ihrer Würde für verlustig erklärt und aus dem heiligen Stande ausgestoßen, was denn freilich nichts anderes hieß, als daß man sie heimlich umbrachte.

Herthastochter, von Godefriu umhegt, tat, was ihr oblag und träumte von der einen einzigen leidvoll glücklichen Stunde ihres Lebens.

Mit heißem Verlangen sah Schnut immer wieder Neues, und sein Geist erfaßte alles mit einer jauchzenden Freude! Nun war er schon in einem Lande, das kannte keinen Schnee und kein Eis, da liefen Mann und Weib nackt, und Schnut konnte nicht anders, er folgte ihnen in ihrem Brauche, denn sonst wäre er erstickt.

Aber seine Liebe trug er trotzdem weiter,

wie seine Art, nur war diese Liebe nicht mehr so qualvoll, denn all das andere um ihn herum beschäftigte seine Sinne zu sehr, als daß er, der gesunde Mann, noch immerdar an sie denken konnte. Er schaute, er staunte, er suchte nach Erklärung für das Gesehene, er fragte, er ruhte nicht, bis er wieder und wieder eine Sprache inne hatte, und die Leute, zu denen er nun hindrang, bewunderten seine Hünenhaftigkeit.

Mit einem überschäumenden Vergnügen am Abenteuerlichen streifte Schnut in die unendliche Weite, — kam er der Sonne denn niemals näher? Ging sie immer so entfernt von ihm auf wie in der Heimat? Doch nicht! Näher war er ihr jetzt sicherlich, denn sie brannte ja auf ihn hernieder und färbte seinen Körper braun, daß er fast aussah wie die Völker, deren Siedlungen er durchzog.

Wo er auftauchte, fürchtete man ihn, denn er schwang die Art mit Macht und fing die Speere, die man nach ihm warf, mit Lachen auf.

So gewann man ihn lieber zum Freunde und ließ sich von ihm erzählen — vom Rebellande und der schäumenden See und von dem stürmischen Nordwest.

Aber die Dörfer der Kleinschaberigen war ein neuer Statthalter gesetzt worden, vor dem Speckfreeter keine heimliche Tyrannenangst zu haben brauchte, denn er machte sich bei den Untertanen so unbezweifelt wie möglich. Er preßte sie aus, forderte viel mehr von ihnen, als sie auf der Jagd und auf dem Acker leisten konnten, er lehrte sich nicht daran, wenn seine Mannen nach ihren Frauen griffen, er schnüffelte in Gruben und Hütten herum, ob da ein Götzenbildnis zu entdecken war.

Nur zur Fronarbeit lebte das Volk, und manch einer ertränkte sich oder hängte sich auf, weil er seines Elends überdrüssig war.

Vor Schnut taten sich Herrlichkeiten auf, von denen er niemals auch nur geträumt hatte. Bäume wiegten eine Krone von mächtigen, wulstigen Blättern, Blumen schimmerten in heißen Farben und dufteten so stark, daß es ihm beinahe die Sinne raubte, aber es kamen auch wüste Strecken,

auf denen nicht der kleinste Halm sproßte, durch die nicht das schmalste Wässerlein rieselte.

So wechselte unerhörte Fruchtbarkeit mit größter Dürre, und Schnut gelangte durch beides hindurch und bereicherte sich mit diesem Schauen.

Er sah: überall dienten die Menschen ihren Göttern, aber diese Götter waren überall verschieden!

Er merkte: es war einerlei, ob man zur Hertha betete oder zu einem Bildnis mit Löwen- und Stierkopf. Was in den Tempeln stand, war eben nur die Verkörperung des Menschenwunsches, von oben her, aus einem dem Sterblichen nicht erreichbaren Himmel Hilfe und Gnade zu erhalten.

Lebten die Bilder? Oder waren sie nichts als Holz und Stein? War eine göttliche Seele in ihnen, oder konnte man sie zerschlagen, ohne derlei zu beleidigen?

Wenn Hertha, wie sie im Allerheiligsten auftrug, nichts weiter als ein von Menschenhand gehauenes Ding war, wie konnte dies dann dadurch gekränkt werden, daß sich zwei Menschen vor ihm miteinander in Liebe vereinten?

War es aber so, wie die Priester behaupteten, daß das Holz das Wesen der Göttin umschloß, ja, war dann die Erdenmutter nicht auch die Mutter aller Liebe? Konnte sie fluchen, wenn Mann und Weib nach dem Gebot der Liebe handelten?

Nein, geschändet hatte er den Tempel nicht, als er die umarmte, die in Gedanken längst die Seine war, — deshalb brauchte er sich nicht versemnt zu fühlen.

Aber es war gut gewesen, daß er von dannen zog, denn er konnte der Geliebten nicht beistehen und hätte ihr am Ende geschadet, weil er ganz gewiß doch versuchte, zu ihr zu dringen.

Daß sie, die er zum Weibe gemacht hatte, beim Opfer umsank, hatte einen ganz anderen, viel tieferen Grund, als seine Feinde das Volk glauben machten.

Fürchterlich war ihr zu innerst die grausame Handlung immer gewesen, und jetzt, wo sie zum höchsten Menschen- und Lebenstum emporgestiegen war, da konnte sie es unmöglich ertragen zu sehen, wie der Tod die blühenden Leiber hinwarf. Damit sollte eine Göttin geehrt werden? Herthastochter hatte das in innerster Seele

stets verneint, und jetzt besaß sie nicht mehr die Kraft, gegen ihr natürliches Gefühl anzugehen.

Und wenn er sich ihr genähert hätte, so wäre das sicherlich belauert worden; die Priester paßten auf und waren klug. Dann wäre ihr Geheimnis entdeckt worden.

Jetzt hielt man ihn nur für einen, der trotz des Freispruches, den er im Thing davontrug, vom bösen Gewissen getrieben entflohen war.

Gut war es auch noch gewesen, daß er von dannen zog, weil nun diese Fülle und Überfülle von ungeahnter Schönheit auf ihn einströmen konnte.

Ja, Schnut durchmaß die Weiden mit freudigen Schritten!

Siehe, da kam er in ein Dorf, das war aus lauter weißen Steinen aufgebaut, die schienen so hell, daß ihm beim Anblick der prächtigen Häuser, die sogar mehrere Stockwerke übereinander hatten, die Augen schmerzten, und da wurde er umringt von seltsam beweglichen Leuten, sie betasteten seine Arme und seine Beine und schrien vor Bewunderung, weil sie so hart und saftig waren, und die Männer und die Weiber hatten keine Felle um, waren aber dennoch bekleidet mit einem weichen, ebenfalls ganz weißen Stoff, und ihre Schar war so zahlreich, daß Schnut sich nicht von ihr freimachen und sie nicht durchbrechen konnte; die Menge wälzte sich mit ihm in der Mitte, hoch in der Luft mit den Händen fuchtelnd und im singenden Tone durcheinander redend, breite Straßen aufwärts und brachte den Ankömmling vor eine Frau, deren Haar mit bunten Federn geschmückt war, und um ihren Hals hingen Ketten von kleinen, rosa glänzenden Kugeln. Sie lag auf einem prächtigen Bette, im Freien, in einem bunten Garten vor einer blanken Burg aus lauter Säulen. Sklaven, schwarze Knaben, fächelten ihr Kühlung zu, und um sie herum war ein betäubender Wohlgeruch.

Das Volk bedeutete Schnut, die Frau sei ihre Königin, und man nötigte ihn, sich vor ihr niederzuwerfen; Schnut gehorchte diesem Brauch, er hatte ja schon viele fremde Sitten befolgt, denn er wußte, wie sehr er die Bewohner eines Landes erzürnte, wenn er sich dem widersetzte. Die Königin musterte den Mann, der in seiner Glieder Pracht und Mächtigkeit vor

ihr stand, und sie befahl, daß man einen Sitz für ihn bringe, neben ihr Lager. Dort mußte Schnut Platz nehmen, und dann winkte sie, und ein Kreis um die beiden herum wurde frei gemacht. Länzerinnen reigten zu süßer Flötenmusik, Krieger maßen ihre Kraft miteinander, dazwischen erschollen die Hörner mit betörenden Weisen.

Es war ein forschender Blick, den die Königin auf Schnut warf, und er verstand ihn, sprang auf und forderte durch Gehärden die Stärksten des Volkes heraus. Zehnmal hintereinander zwang er im Ringkampf die Gegner zu Boden.

Da hob die Königin die Hand und grüßte ihn huldvoll, und alle wußten: die Herrscherin hatte ihn zu ihrem Günstling erkoren.

Schnut teilte das schwellende Lager mit ihr, seine Sinne waren zu hungrig, als daß er all diesen Reizen zu widerstehen vermochte, seine Erinnerung an das neblichte Land, von dem aus er seine Wanderung angetreten hatte, ja selbst das Gedächtnis an das schmale Mädchen, das er dort umklammert hielt, wurde verschwommen und immer verschwommener.

Mutter Fürbötter zehrte sich indessen im Leide um den Verlust ihres lieben Sohnes auf, und als es zum dritten Male Frühling wurde, seitdem Schnut entwichen war, entsagte sie dem Leben, das sie so fleißig und geschickt mit dem Löpfebrennen ausgefüllt hatte.

Truspan grub ihr auf dem Totenfelde eine Ruhle und senkte sie hinein, daß es aussah, als ob sie mit angezogenen Knien auf ihrem Bett läge, und einige ihrer bestgelungenen Erzeugnisse stellte er ihr zu Häupten hin und legte dazu etliche Messer und Schaber, damit sie in der anderen Welt, — denn eine andere Welt mußte es doch geben, nicht wahr?, es kamen ja oft genug Geister daher, — ja, damit sie dort ihren geliebten Schweinebraten zerschneiden und dem Wolfe seinen Pelz abstoßen konnte.

Nicht lange danach kam ein Mann aus der Nachbarschaft und bot Truspan, der selbst ein wackerer Hausvater geworden war und schon Kinder hatte, für die liebe Sünnoog fünf prächtige Kühe.

Darauf ging Truspan ein, und Sünnoog,

deren Augen nicht mehr so hell blickten, denn sie weinten viel um ihren Lieblingsbruder Schnut, war gehorfsam dem, der über sie zu sagen hatte, und folgte dem Manne in sein Dorf.

Sie hatte es auch gut getroffen. Ihr Gatte schlug sie nicht mehr, als es ihn unbedingt nötig dünkte, um ihr sein Herrenrecht klar zu machen, und sie brauchte auch nicht übermäßig zu arbeiten, so daß sie ganz vergnügt war und schon im ersten Jahre gebär sie einen tüchtigen Knaben. Das wußte der Mann zu achten und behandelte sie nun erst recht mit Schonbarkeit.

Scha=Nut.

Das war Scha=Nut, Königin Kiliths Erkorener, einer der höchsten Würdenträger des Reiches, das sich hindrehte zwischen zwei reißenden, schier unüberschreitbaren Flüssen.

Palmen wurden ihm vorangetragen auf seinem Wege, sein Haar war kunstvoll gelockt, er trug sechs Perlenschnüre um den Hals, und der Schurz seiner Lenden war von purpurnem Zeuge, das seltsam knisterte.

Das war Scha=Nut, der zur Rechten des Thrones stand, wenn Königin Kilitih ihre Feldherren und Ratgeber oder die Gesandten ferner Reiche empfing, und auch wenn sie zu Gericht saß, ohne Thingmannen, nur ihr eigener Spruch entschied über Leben und Tod.

Das war Scha=Nut, der unter Ampeln, die ein mildes Licht aussandten, einen gegorenen Saft aus blauen und gelben Beeren trank, der erfreute das Herz und ließ es lustig schlagen und jeglicher Sorge vergessen, ja, das war er, der Sohn der dunklen Wälder und der brausenden See, den Königin Kiliths liebedürstender Leib umschlang, und sie lehrte ihn alle Spiele und Künste der Zärtlichkeit.

Aber schließlich war es auch Schnut, der Alte, im Nordweststurm Großgewordene, dem in Stunden der Einsamkeit, — wenn ihm denn welche vergönnt waren, — der Duft seiner braunen Heimatscholle und der Geschmack des salzigen Meereschaumes wiederkam, und er gedachte des Landes, wo die Sonne so larg mit ihren Strahlen umging. Zuletzt überliefen ihn trotz allem ein Überdruß und ein Ekel vor

den Wonnen, die ihn zum Sklaven werden ließen, zum Sklaven der Königin, so hoch sie ihn scheinbar erhoben hatte, und zum Sklaven seiner selbst. Ja, war er denn überhaupt noch sein eigen?

Nein, unfrei war er, gebunden an die Stätte, wo die Flöte sang und der Wein strömte, wo er sein Wissen mit nichts anderem mehr erweitern konnte als mit neuen Arten leiblicher Reizungen.

Alle Schönheit, die sich vor dem Manne aus den rauschenden Eichenhainen hinbreitete, daß er sie nur nähme, wurde ihm nach und nach häßlich.

Diese Unkeuschheit, diese Liebkosungen der vor Begehren zitternden Frau lähmten ihn, und schon geschah es hin und wieder, daß Königin Elilith an ihm nicht mehr ihr Genüge fand, daß sie ihn kalt nannte, ihm vorwarf, er sei leergebrannt.

Zwar immer noch liebte sie ihn, der so zart, so schön sein konnte im Genießen. Aber er vermochte ihr nichts zu schenken, was sie erst im Geheimen und dann ihn anbettelnd ersehnte.

Da besann sich Königin Elilith auf ihren Stolz und ließ ihn nicht mehr vor ihr Angesicht kommen.

Ein gestürzter Günstling! Ein Nichts! Um seine Fürsprache bei der Herrscherin zu erhalten, hatte man ihn umkrochen, — leht? Höhnische Reden! Steinwürfe aus dem Hinterhalt. Noch immer ließ er die Palmenträger vor sich hergehen, noch immer trug er die sechs Perlenketten. Aber all das gebührte ihm ja gar nicht mehr, und die Leute lachten über ihn, wo er sich zeigte.

Und da, als endlich verschwand, was ihm die Klarheit geraubt hatte, da lag Schnut in seiner prunkvollen Behausung und wand sich in Einsamkeit und vermochte keinen Atem mehr zu holen in dieser heißen Luft. Es dürstete ihn nach Nebel, Regen, Schnee und Eis!

Deutlich, ganz deutlich vernahm er das Geraschel des Blätterwaldes, den es hier nicht gab, und das Schlagen der Wellen gegen die Steine und die hohe Klüfte und jenen Laut, jenen einzigen, tiefschmerzlichen und doch jauchzenden Laut, den Herthastochter ausgestoßen hatte, als sich zwischen ihnen erfüllte, was sich erfüllen mußte.

Und da, es war nachts, und die Sterne

flimmerten auf sein Bett mit einem solchen Glanz, wie sein armer Himmel sie nie zu sehen bekam, da sprang Schnut auf, entwirrte sein Haar, riß ab die Ketten seiner Dienstbarkeit, befreite seine Hüften von dem prunkenden Purpurstoff und trat hinaus auf die Straße, die um diese Zeit keines Menschen Fuß beging.

Er eilte durch das Thor, er lief über die Ebene, die sich um die Stadt hinzog, lief bis an den Morgen, wo ihn eine kleine Dase aufnahm, da trank er Quellwasser und fand Früchte und brach sich von einer Staude einen Stab, und dann wanderte er fährlos, immer dahin, wo die Sonne niemals stand, so lange und so weit sie auch über diesem Lande ihren Bogen schwang.

Dann wurde es Nacht, und es gab keinen Scha-Nut mehr, keine einzige Faser von ihm, kein einziges Zucken mehr wie in der Luft an Königin Eliliths Seite, es gab nur noch einen Schnut, der Schritt vor Schritt setzte, um wieder in seine Heimat zu seiner einzig Geliebten zu kommen!

— — —

Heim!

Wie sollte das möglich sein? Wie auf dieser weiten, großen Erde sein kleines Dorf finden?

Aber mochte er an seiner Wanderung zugrunde gehen, er mußte hin in die Kälte, den nassen Sturm. Hin in das Land, wo die Sonne den Menschen, wenn sie auf dem hohen Ufer standen, zur linken Hand ins Wasser sank.

Er faßte nach tiefster Niedergeschlagenheit immer aufs neue wieder Mut und überwand die Wüste, tötete Tiere, um sich zu nähren, und schlug sich mit Männern herum, erwürgte Ungeheuer und zerschmetterte den Schlangen, die ihn umwinden wollten, den zischenden Kopf, bestand Fährlichkeiten, ließ sich davon nicht schwächen, sondern stärkte sich an jeder; er überkletterte wüste Gebirge, bis er endlich, — endlich die ersten Bäume von der Art sah, wie sie zu Hause grüntem.

Er umarmte einen altersgrauen Stamm und hielt Zwiesprache mit ihm.

Mit dem Ahnungsfinne eines Hundes, den man weit weggebracht hat und der doch an seine vorige Stelle zurückkehrt, wandte sich nun Schnut durch Täler und Klüfte,

schwamm durch breite, breite Bäche und erkannte zuletzt, daß ihn sein Spüren nicht getäuscht habe, denn es war um ihn herum jetzt alles schon so, daß er seinem Dorfe nicht mehr allzu fern sein konnte; er fragte die Menschen, und es war ihm die jubelndste Freude, daß er seine alte Sprache wieder sprechen konnte.

Er sang von seinen Abenteuern, von brennend heißem Sande und von brennend heißer Liebe. Man saß zu seinen Füßen und lauschte ihm mit staunendem Gesicht und meinte, ein Gott habe ihm die Gabe verliehen, sich so Wunderbares auszu-denken, denn daß es Wirklichkeit sein könne, das konnte sich keiner vorstellen. Längst deckte seinen Körper wieder ein zottiges Fell, längst war er wieder auf dem Boden, wo die Steine lagen, denen der Mensch die beste Hilfe verdankte, längst war ihm alles, jeder Baum und jeder Strauch und was da kreuhte und fleuchte, wieder vertraut. Trotzdem wagte er es noch nicht, den letzten Weg zu machen, obgleich er ihn wußte: denn nun überfiel ihn die Furcht, — was war aus Herthastochter geworden? Wenn er sie verlassen hatte, weil er sich sagte, daß er ihr nicht helfen könne, — war das nicht Feigheit gewesen? Hätte er sie nicht mitnehmen müssen?

Freilich — sie wären wohl nicht weit gekommen, aber wenn man sie beide einholte, dann hätte er wenigstens für sie sterben können.

Scham quälte ihn, aber zugleich der Drang nach der Verlassenen und eines Tages erreichte er ein Dorf, das er von Jugend her kannte, denn es lag kaum eine Sonnenreise weit von seiner Heimat.

Als er in eine Hütte trat, um sich ein Nachtlager zu erbitten, da kam ihm sein geliebtes Schwesterchen Sünnoog entgegen. Er rief sie bei Namen, sie aber entwich in die Ecke hinter der Herdstatt, denn sein Antlitz war zerklüftet und sein Haar wirr über den Kopf und in die Stirn geweht. Es bedurfte geraumer Zeit, bis sie in diesem Fremdling ihren Bruder wiederkannte. Aber seine Stimme war dieselbe geblieben, und sein Blick redete zu ihrem Herzen, und da zweifelte sie nicht mehr und hing ihm am Hals!

Ihr Vater kam, der brave Mann, und da saßen sie bis zum andern Morgen am

Feuer, und er berichtete ihnen von seiner Reise. Und schließlich kam er dann auch noch soweit, daß er die Frage wagte:

„Wie steht es um Herthastochter?“

Sünnoog erwiderte:

„Sie ist noch immer Priesterin in unserm Tempel. Sie hat seltsam große Augen, und die schauen einen gar nicht an, sondern starren in die Ferne.“

„Willst du ihr eine Botschaft bringen?“

„Gern, Bruder, wenn es Jedram mir erlaubt.“

Der Mann hatte nichts dagegen.

Da gingen sie zur Ruhe, und als er ein wenig geschlafen hatte, stand Schnut wieder auf und brach Rinde von einem Baum, und mit einer zugespitzten Kohle zeichnete er auf deren Innenseite einen Hirsch, der von einem Hunde gejagt wurde, und um ihn herum flogen Pfeile, und in seine Schulter hatte sich ein Speer eingebohrt. Das war der Brief, den Schnut an Herthastochter sandte, und Sünnoog machte sich auf und wartete, bis die Priesterin aus ihrem Gemach kam, und kniete vor ihr, überreichte ihr das Rindenstück und sagte:

„Es kommt von meinem Bruder Schnut, er ist wieder im Lande und grüßt dich.“

Herthastochter nahm den Brief und las ihn, — o sie verstand ihn wohl!

Von Qualen der Sehnsucht wurde seine Seele gehegt und verzehrt.

Sie nahm ein Stück weiches Leder und eine rote Kreide und malte darauf eine Hindin mit offenem Maule. Das war ihre Antwort, die alles verriet.

Die Hindin bläkte nach dem Hirsch.

Sünnoog brachte diesen Brief ihrem Bruder, und nun wußten sie beide wie es ihnen zu Sinne war.

— — —

Erregte das aber ein Aufsehen, als Schnut, der Totgeglaubte, wieder in der Gemarkung seines Dorfes erschien!

Die Menge belagerte das Gewese seines Bruders, worin er sich verborgen hielt; es war indessen vergebens, daß sie nach ihm riefen. Er ließ sich nicht sehen. Er verharrte schweigsam und sprach selbst mit Truspan nur das Nötige, und auch als König Speckfreeter, der von ihm gehört hatte, ihn zu sich befahl, kam er nicht. Zur Nacht jedoch kroch er hervor, schlug einen Bogen um das Dorf und pochte an



Der Ueberfall im Tempel

die Pforte zu Herthastochters Wohnung. Sie kam heraus, denn sie wußte von sich selber, wer da draußen stand, sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn zu sich hinein, und sie waren fortan beieinander Nacht für Nacht, unter Godefrus Schutz. Bis ein Zufall alle Vorsicht bei seinem Hin- und Fortschleichen zunichte machte. Ein später Jäger sah Schnut die Gebüsche zerteilen und folgte neugierig.

In die Abseite des Tempels schlüpfte er? Wo die Priesterin hauste?

Das konnte der Jäger nicht bei sich behalten, sondern er meldete dem König, was er entdeckt hatte. Es wurden listig, daß sie Schnut unbemerkt bleiben mußten, Wachen ausgestellt, — wahrhaftig, die Besuche des Heimgekehrten bei Herthastochter wiederholten sich.

Da ward der Tempel umringt, daß niemand daraus entfliehen konnte, und eines Nachts, als das Wild in der Falle war, stürzten die Ritter zu und ertappten die Liebenden auf der Tat!

Das Herthawunder.

Vor dem Thing stand der Oberpriester steil und steif aufgereckt und verfluchte die abtrünnige Tempeldienerin.

Sie war ihrer Tracht entkleidet und kniete

nackt und bloß neben ihrem Geliebten im Sande. Mit unzerreißbaren Fesseln aus Weidenzweigen waren die Beiden aneinander geschnürt.

Es gab nur einen Spruch, ohne Erwägen und Überlegen, ohne jede Entschuldigung und Beschönigung: den Spruch auf Tod! Auf Ersticken im Moor! Nicht einer unter den Richtern, der auch nur den geringsten Widerspruch erhoben hätte, nicht einer, der den König um Gnade bat.

Ersticken im Moor! Und das sogleich.

Die beiden mußten aufstehen, sie hielten das Haupt gesenkt, ihrer Blöße schämte sich Herthastochter mehr, als daß sie den langsamen grauenvollen Tod gefürchtet hätte! Ach! Es war für sie noch ein letztes Wohlgefühl, daß sie mit dem Geliebten eng zusammen war, daß ihre Arme sich berührten, diese Arme, die oft so innig ineinander verschlungen gewesen waren.

Der Henker trieb sie mit der Rute vorwärts, und das Volk verspottete sie, bewarf sie mit Schmutz und spie sie an. König Speckfreter selbst wollte der Sühne beizohnen und ließ sich mit der schadenfrohen Königin auf seiner Sänfte an das Moor tragen, denn er war mit der Zeit gebrechlich geworden, und ihn peinigten Schmerzen in den Beinen.

Die Sonne hatte sich schon ein wenig geneigt, sie schien über den Sumpf, aus dem mißdunstende Blasen aufstiegen.

Ein tiefdunkles Grün des Laubes, das die mit einer Schicht von dickblättrigen Pflanzen trügerisch übertünchte Stätte der Urtheilsvollstreckung umrandete. Dicht bei dem Sumpfe wurde Halt gemacht. Die Pflanzendecke riß man weg, fettig braun quoll es empor. Aufgestörte Schlangen und Eidechsen huschten beiseite.

Herthastochter hatte nach einem letzten Blick auf den Geliebten die Augen geschlossen, Schnut aber sah noch einmal in die bunte Welt hinein, und da er fühlte, daß die an ihn Gebundene sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte, stützte er sie, so gut es noch ging. Und dann hörte er noch das Gemimmer Godefrus, die ob ihres Mitleids von den Leuten geschlagen wurde.

Jetzt trat der Nachrichter hinzu, ein Mensch mit großen Fäusten, die er ballte, um dem Paare den Stoß zu geben, damit es in die träge Masse fiel und versank, jetzt waren diese fürchterlichen Fäuste auf die Schultern Schnuts und Herthastochter gestemmt, jetzt holte er tief Atem, um die nötige Kraft zu haben, die Verurtheilten hinabzustürzen, jetzt standen alle mit Entsetzen rund herum...

Da fuhr aus der tiefen Klarheit des Himmels ein Blitz hernieder, und gleichzeitig ertönte ein kurzer, gewaltiger Donnererschlag!

Alle andern fielen fast bestimmungslos hin, nur Schnut und Herthastochter blieben stehen, und o Wunder: der Feuerstrahl der Göttin war zwischen sie gefahren und hatte ihre Fesseln gesprengt und verbrannt, — sie waren frei, — die Göttin selbst hatte sie los und ledig gesprochen!

Das begriffen die beiden lange nicht, bis sich nach und nach das Volk erholte, mit Ehrfurcht auf sie schaute und ihnen Demut erwies, denn nun waren sie heilig, und niemand dachte mehr daran, ihnen etwas anzutun.

Godefru umhüllte ihre Herrin, und es war des tosenden Jubels über die seltsame Errettung der Liebenden kein Ende!

Wo jetzt das Meer...

Wo jetzt das Meer seine Steine an den weißen Strand rollt und noch die letzten Stämme des Waldes aus dem Wasser ra-

gen, da gründete sich einst ein viel erfahrener Mann Heim und Herd.

Das war Schnut, und er nahm Godefru als Hustrue zu sich, die ehemalige Herthastochter aber wurde sein Weib.

Priesterin konnte sie nicht mehr sein, deshalb bekam sie den Namen ihrer Kindheit wieder und hieß Alfild.

An gesunder Brust säugte sie die Kinder, die sie Schnut gebär.

Hertha selbst hatte sie dazu bestimmt, daß sie eine rechte Mutter wurde.

Weise war Schnut nach allem, was er erlebt und gesehen hatte, im Räte saß er obenan, er war kühn und waffenfroh, wenn es galt, dem Dorfe gegen andringende Feinde die Freiheit zu erhalten, aber im Frieden behütete er Ordnung und Gesetz.

Sein Beispiel wirkte, daß das faule, sittenlose Wesen, wie es in seiner Heimat eingerissen war, nach und nach verschwand, und es blühte die Freude auf, und er erfand manches, wodurch das Leben geschnückt und erleichtert werden konnte.

Und als dann König Speckfreeter der Große zu seinen Vätern versammelt wurde, da war es Schnuts Werk, daß man ihn nur mit seinen besten Arten und anderen köstlichen Beigaben in die Grube senkte, ohne daß Sklaven oder gar Weiber bei dem Begängnis verbluten mußten.

Schön-Brud kniete dankend vor ihm nieder, denn so blieb ihr das Los erspart, ihrem Gatten in den Tod nachgeschickt zu werden, wie das früher Brauch gewesen war. Nun schritt man zur neuen Herrscherwahl.

Die Nachkommenschaft Speckfreeters war nicht viel wert. Überhaupt befand sich unter den geborenen Anwärtern auf den Thron keiner, dem die Thingmänner und Ritter gern Gehorsam geleistet hätten; als daher der Oberälteste Föhrenknast in der Versammlung anhub, von Schnut zu reden, da stimmte ihm männiglich begeistert zu, und Mutter Fürbsters Sohn wurde auf den Thron erhoben.

Da saß er nun, König Schnut, mit seiner Königin Alfild, und sie walteten mit-
sammen in Liebe, Güte und Reinheit viele, viele Jahre, und daß sie nicht gestorben sind, beweist euch diese Geschichte.

Ende.